Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 121 (1953)

Heft: 17

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE
KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstraße 8, Luzern. - Tel. 2 65 93

Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstraße 7—9, Telephon 2 74 22
Abonnementspreise: jährlich Fr. 14.—, halbjährlich Fr. 7.20 (Postkonto VII 128) - Ausland: zuzüglich Versandspesen
Einzelnummer 30 Rp. - Erscheint am Donnerstag - Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 14 Rp
Schluß der Inseratenannahme jeweils Montag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Rp. in Marken beizulegen

Luzern, 23. April 1953 **121. Jahrgang • Nr. 17**

Inhaltsverzeichnis Die Milderungen des eucharistischen Nüchternheitsgebotes — Europäischer Geist — Diaspora und Stammlande — Pastorelle Rundschau — Zum Schutzfest des hl. Joseph — Kirchenamtlicher Anzeiger des Bistums Basel — Das Bethanienheim — Aus der Praxis, für die Praxis — Fraumünster und Root — Totentafel — Rezensionen

Die Milderungen des eucharistischen Nüchternheitsgebotes

II.

Nehmen wir vorweg, vor den kranken und gesunden Laien und ihren Vergünstigungen, die Erleichterungen, die dem Priester und Seelsorger durch die Konstitution Christus Dominus gewährt werden, und zwar als Zelebrans, nicht als Kommunikant, aber unter Auslassung dessen, was für schweizerische Verhältnisse nicht aktuell ist (Missionen).

Ganz allgemein wird, abgesehen von weitergehenden Erleichterungen, dem Priester, welcher zweimal oder dreimal die hl. Messe feiert, zugestanden, die Ablution nach der sumptio sanguinis D. N. J. C. zu nehmen. Wenn gesagt wird, sie solle aber nur mit Wasser, nicht mit Wein geschehen, so ist das nichts anderes als eine Anwendung des allgemeinen Prinzips, daß natürliches Wasser die kanonische Nüchternheit nicht mehr bricht. Die Instruktion des Hl. Offiziums fügt jedoch erweiternd hinzu, daß die zweite oder dritte hl. Messe auch gefeiert werden kann, wenn aus Unachtsamkeit (also nicht absichtlich!) die Ablution mit Wein und Wasser vorgenommen und getrunken worden ist. Das gilt also inskünftig auch für Allerseelen und Weihnachten mit der dreimaligen Feier des hl. Opfers. Es bedeutet ohne Zweifel eine Vereinfachung der rubrizistischen Vorschriften, besonders wenn das hl. Opfer das zweite oder das dritte Mal nicht in der gleichen Kirche gefeiert werden kann. Bezüglich der Abendmessen gilt, wie darauf zurückzukommen sein wird, daß keine Bination eo ipso erlaubt ist (morgens und abends), wenn die Binationserlaubnis nicht schon vorher vorlag.

Kranke Priester können etwas getränksweise genießen oder Festes als wahre Medizin, und trotzdem zelebrieren. Hier wird also keinerlei zeitliche Einschränkung gemacht für die Stunde der Zelebration oder das zeitliche Intervall, das zwischen dem Zelebrationsbeginn und der Stärkung in Form eines Getränkes oder einer festen Medizin liegen soll.

Die beiden Begriffe «getränksweise» und «feste Medizin» bereiten keine allzugroßen Schwierigkeiten. Es wird jedoch gut sein, sie schon hier zu erörtern (wie auch die nachfolgende Kasuistik), weil sie wiederkehren bei den Laien und ihren Vergünstigungen für Gesunde und Kranke. Per modum potus will besagen, daß etwas genommen werden darf, was getrunken werden kann, also auch, was in einem Getränke gelöst werden kann. Man denkt da z. B. an Milch, Kaffee, Tee, Schokolade, Ovomaltine mit Milch, Bouillon, Suppe mit Ei, Limonade, Sirup usw. Je nach Art und Natur der Kränklichkeit wird das eine oder andere nötig sein und gut tun. Die Auswahl dürfte reichlich groß sein, so daß sich jede Erkünstelung, was sich allenfalls noch mit Flüssigem genießen lasse, erübrigt. Es soll nicht in fraudem legis vorgegangen werden, wenn eine einwandfrei und zweifellos erlaubte Stärkung ihren Dienst tut. So ist z. B. ein Brei nicht gestattet (Auflösung von Zwieback in Suppe oder Milch) weil kein Getränk! Viele Medizinen kann man ebenfalls flüssig genießen, so daß sich die Diskussion erübrigt. Aber Medizinen, die nur fest genossen werden können, sind für Kranke ebenfalls erlaubt. Man wird da an alle vom Arzte verschriebenen oder in Apotheken erhältlichen Medizinen denken. Einen Haken haben nur Medizinen, die mit Alkohol angesetzt sind und beim strikten und totalen Verbot von Alkohol unbedingt auszuscheiden haben. Mag also vom Arzte zur Stärkung Alkohol in irgendwelcher Form verschrieben werden, so ist das nicht erlaubt, bzw. man darf nachher nicht mehr zelebrieren. Ebenfalls ist das gegeben, wenn irgend etwas Festes gegessen würde, das nicht als Medizin anzusprechen ist im eigentlichen Sinne des Wortes, selbst wenn es der Arzt verordnen würde.

Wichtiger ist der Begriff des Kranken, der ohne Zweifel durch die Konstitution eine Ausweitung erfahren hat. Wie weit? Nachdem schon der selige Papst Pius X. die ursprüngliche Einengung des Falles auf die in Lebensgefahr Befindlichen und somit für das Viatikum allein zugunsten der länger Kranken und der Förderung der öfteren Kommunion ausgeweitet hatte (can. 858 §§ 1 und 2), vollzieht nun Pius XII. eine nochmalige doppelte Ausweitung. Einmal wird zur Dispenserteilung nicht mehr die Bedingung verlangt «Infirmi, qui iam a mense decumbunt sine certa spe, ut cito convalescant». Es genügt die Krankheit auch ohne bestimmt umschriebene Bettlägerigkeit, und der Kommunionempfang ist nicht mehr eingeschränkt. Man wird sich fragen: Was ist unter einem Kranken zu verstehen? Es scheint, daß

jede gesundheitliche Störung unter diese Neufassung des Begriffes «Krankheit» subsumiert werden dürfte, also auch z. B. Kopfweh, Zahnschmerzen, Verdauungsstörungen usw. Andere Kriterien versagen oder geben zu willkürlichen Interpretationen Anlaß. Wer wollte z. B. ärztliche Behandlung oder wengistens Feststellung der Tatsache und der Art des Leidens durch den Arzt verlangen? Es gehen doch viele Kranke und Leidende nicht zum Arzt! Ubi lex non distinguit, neque nos distinguere debemus! Jede Störung des gesundheitlichen Wohlbefindens kann als Krankheit angesprochen werden. Man braucht hier nicht einmal extensiv zu interpretieren, was einesteils durch die Sachlage doch nahegelegt wird, andererseits aber durch die Konstitution wieder ausgeschlossen erscheint. Nahegelegt wird es nämlich dadurch, daß den Kranken entgegengekommen werden soll, so daß der Begriff der Krankheit im vollen Sinne des Wortes genommen werden darf, aber deswegen noch nicht extensiv interpretiert erscheint, während Einengungen des Begriffes eher als restriktive Interpretationen oder gar als Willkür erscheinen. Ausgeschlossen erscheinen könnte das, weil die Konstitution gebietet, jede Auslegung zu vermeiden, welche die gewährten Vergünstigungen ausweitet. Man glaubt hiemit an das Axiom der strikten Interpretation erinnert zu werden Can. 19 besagt: Leges, quae exceptionem a lege continent, strictae subsunt interpretationi. Von Reskripten und Privilegien wird auch gesagt (cfr. cc. 50 und 68), sie seien unter Umständen strikt zu interpretieren («adversantur legi in commodum privatorum»). Hingegen sagt die Instruktion, daß sich die Auslegung der Konstitution wie der Instruktion sich getreu an den Text zu halten habe und die Vergünstigungen auf keinerlei Weise erweitern solle. Das scheint aber durch diese oben eben gegebene Interpretation des Begriffes «Kranker» und «Krankheit» nicht geschehen zu sein.

Wichtig ist nun die Umschreibung der drei angegebenen Gründe, welche dem gesunden Priester erlauben, bis eine Stunde vor einer Zelebration getränksweise eine Stärkung zu sich zu nehmen. Der erste Fall scheint der leichteste zu sein, nämlich die spätere Stunde der Zelebration. Die Instruktion sagt diesbezüglich «zu später Stunde, d. h. nach 9 Uhr». Es scheint, daß der Beginn der hl. Messe um 9 Uhr auch darunter fällt, denn eine auf 9 Uhr angesetzte Messe beginnt praktisch immer nach 9 Uhr, und nachdem der Priester ohnehin schlechter gestellt ist als der Laie, weil der Laie eine Stunde vor der Kommunion, der Priester jedoch eine Stunde vor der Zelebration schon nichts mehr genießen kann, darf diese Interpretation wohl verantwortet werden, ganz abgesehen davon, daß eine angegebene Stichzeit strikte zu nehmen ist, wie z. B. Mitternacht. Wenn es geschlagen hat, ist Mitternacht vorbei; so auch 9 Uhr. Hingegen muß man sich wohl hüten, mit der einfachen Tatsache der späteren Messe schon ohne weiteres die Erlaubnis als gegeben zu betrachten, etwas getränkweise zu nehmen. Abgesehen davon, daß die Konstitution mahnt, jene, welche das Nüchternheitsgebot in seinem bisherigen Umfange ohne Beschwerden beobachten könnten, sollten das tun, ist darauf hingewiesen worden, daß der Notfall nicht schon durch die Tatsache der späteren Zelebration gegeben erscheint, sondern durch positive Indizien erhärtet werden muß, was der Beichtvater feststellen und bestätigen muß, nicht der Priester, der als Interessent Partei ist. Auch die Stunde vor Beginn der Zelebration, bis zu welcher eine getränkweise Stärkung erlaubt ist, ist strikt zu berechnen.

Die zweite Voraussetzung, welche oft kumuliert mit der ersten auftritt und damit natürlich eine gegenseitige Verstärkung schafft, ist die anstrengende seelsorgerliche Arbeit. Die Instruktion exemplifiziert mit dem frühen Beginn Sonntag morgens oder mit langer Zeit, was beides in sehr vielen Fällen kumuliert zutreffen wird. Wenn man bedenkt, wie auf dem Lande manchmal von vor fünf Uhr an mit Beichthören an Beichttagen usw. begonnen wird und diese Arbeit sich bis nach 8 Uhr ausdehnt, womit aber das priesterliche Arbeitspensum meist noch nicht abgeschlossen ist, sieht diese Voraussetzung wohl sehr oft gegeben. Aber auch hier soll der Beichtvater das Vorliegen der Gründe feststellen, welche zur Inanspruchnahme der Vergünstigung berechtigen. Es gilt hier a fortiori, was andernorts für die Laien gesagt wird, daß nämlich das Einverständnis des Beichtvaters auch ein- für allemal gegeben werden kann, solange nämlich die Ursachen des schweren Nachteiles bestehen.

Die dritte und letzte Voraussetzung ist der weite Weg zur Zelebration. Es wird in der Natur der Sache liegen, daß sich diese dritte Voraussetzung sehr oft mit der ersten und zweiten kumuliert, denn in der Diaspora muß z. B. ein Priester nicht nur spät zelebrieren, sondern sogar binieren, und dies nach anstrengender Arbeit und in weiter Entfernung. Aber es ist auch denkbar, daß die dritte Voraussetzung allein zutrifft, und dann wird man ihr nicht ohne weiteres viel Gewicht beilegen können, mit andern Worten es müßte dann wirklich bewiesen werden, daß der weitere Weg eine sehr beschwerliche Sache ist; der Beichtvater muß die Gründe schweren Nachteiles in kluger Weise abwägen. Wenn mit dem weiteren Wege ohne weiteres der «schwere Nachteil» gegeben wäre, dann brauchte der Beichtvater wahrlich nicht mehr lange in kluger Weise abzuwägen, sondern er könnte ohne weiteres einfach die Tatsache der Entfernung feststellen und die Sache wäre in Ordnung. Dem ist aber offensichtlich nicht so, obwohl zweifellos sich viele voreilig ohne weiteres für entschuldigt halten von der eucharistischen Nüchternheit, wenn eine der drei genannten Voraussetzungen vorliegt, aber der schwere Nachteil nicht so offensichtlich zutage liegt. Die Konstitution weist aber trotz aller Vergünstigungen darauf hin, daß immer und immer wieder die Bedeutung, das Gewicht und die Wirksamkeit der eucharistischen Nüchternheit jenen eingeschärft werde, die es angeht. Das hätte keinen Sinn, wenn ohne Beweis schweren Nachteiles die strengen Bestimmungen ohne weiteres als gelockert angesehen würden.

Die Distanz, welche als Minimum in Betracht zu ziehen ist, wird mit 2 km Fußweg umschrieben, also gut 20 Minuten Fußmarsch, je nachdem. Eine solche Distanz muß einem gesunden und normalen Menschen noch nicht ohne weiteres schwere Nachteile bringen, auch wenn er nüchtern geht. Dasselbe ist zu sagen, wenn es um ungefähr 20 Minuten Velofahrt geht, was ebenfalls ohne schwere Nachteile abgehen dürfte in den meisten Fällen. Von 20 Minuten Auto-, Motorvelo- oder Bahnfahrt kann man normalerweise sogar annehmen, daß die körperliche Beanspruchung noch geringer ist als bei Fußmarsch oder Velofahrt. Das alles ist unter der Voraussetzung einer Zelebration vor 9 Uhr und ohne schwere seelsorgerliche Arbeit gesagt. Verständlich hingegen ist es, wenn die Beschwerlichkeiten des Weges und der Person eigens erwähnt und berücksichtigt werden. Kürzere Distanzen können bei schlechten Wegverhältnissen (Schnee, Sturm usw.) oder Gebrechlichkeit der Person (Alter usw.) mehr anstrengen als 2 km auf ebener Straße usw. Interessant ist immerhin, daß in der Konstitution keine Altersgrenze mehr angegeben wird, z. B. das 60. Altersjahr, wie das etwa bei früheren Indulten der Fall war. A. Sch.

Europäischer Geist

Am verflossenen 15. März 1953 empfing Pius XII. Professoren und Alumnen des «Collège d'Europe» von Brügge, das sich zum Ziel gesetzt hat, kräftige Befürworter der Einheit Europas zu formen; 18 Nationen waren vertreten. Der Hl. Vater benützte die Gelegenheit, um das gegebene und ersehnte Wort zum gegebenen Thema zu sprechen.

Der Einheit Europas stehen zwei Hindernisse entgegen. Vorerst einmal die Struktur der Staaten mit ihren wirtschaftlichen und sozialen, militärischen und politischen Problemen, alsdann aber ein psychologisch-moralisches Hindernis, nämlich der mangelnde «europäische Geist», das europäische Bewußtsein, das nicht in wirtschaftlicher, sondern in geistigen Werten wurzelt und gründet.

Hier setzt das «Collège d'Europe» an und ein. Unter den vielen Aspekten dieses Anliegens greift der Hl. Vater diese Dominante heraus bzw. die Bedingungen und Voraussetzungen des «Europäischen Geistes». Ohne gegenseitige sehr reale Konzessionen geht es nicht ab, wenn die Einheit Europas Tatsache werden soll. Dagegen werden sich die nationalen Egoismen ohne Zweifel auflehnen und können ihrerseits mit der Perspektive rein wirtschaftlicher Vorteile leider (oder glücklicherweise?) nicht überwunden werden, wie auch die rein militärischen Vorteile nicht genügen dazu.

Solide Bürgschaft der zwischenstaatlichen europäischen Zusammenarbeit ist nur in den geistigen Werten gegeben, seien es rein menschliche Werte, seien es spezifisch christliche Werte. Vor allem das Christentum hat Europa geschaffen, und nur das Christentum wird es erhalten. Sonst hat Europa keine innere Widerstandskraft gegen seine Widersacher (von Ost und West?!), denen gegenüber es nicht nur seine Ideale wahren muß, sondern auch seine irdisch-materielle Existenz.

Die programmatische Ansprache ist im französischen Original in Nr. 63 von Montag/Dienstag, den 16./17. März 1953, des «Osservatore Romano» erschienen. A. Sch.

*

Vous savez, Messieurs, comme Nous accueillons toujours volontiers les représentants du savoir et ceux-là surtout qui justement préoccupés des intérêts supérieurs de l'humanité, consacrent leurs efforts à la construction d'un monde meilleur et d'une paix durable. C'est pourquoi l'hommage que Nous rendent aujourd'hui les Professeurs et les Etudiants du Collège d'Europe Nous cause un vif plaisir et Nous voudrions vous dire tout l'intérêt que Nous accordons à vos travaux.

Lorsqu'après la dernière guerre, les dirigeants de certains pays se décidèrent à mettre sur pied des institutions internationales chargées d'organiser la paix, l'expérience cruelle du demi-siècle passé pesait sur leurs discussions et ne cessait de leur rappeler qu'il ne suffit pas d'une idée généreuse pour s'assurer des chances valables de réussite. La réalisation pratique de l'unité européenne en particulier, dont tous pressentaient l'urgence et vers laquelle instinctivement on s'orientait, se heurtait à deux obstacles majeurs, l'un inhérent à la structure de l'Etat, l'autre psychologique et moral. Le premier comporte une série de problèmes économiques, sociaux, militaires et politiques. Les membres qui désirent s'associer se trouvent à des niveaux différents tant sur le plan des ressources naturelles et du développement industriel que sur celui des réalisations sociales: ils ne pourront engager une vie commune qu'après avoir assuré les moyens de maintenir l'équilibre de l'ensemble. Mais, bien plus pressante encore, s'affirme l'exigence de ce qu'on appelle l'esprit européen, la conscience de l'unité interne, fondée non point sur la satisfaction de nécessités économiques, mais sur la perception de valeurs spirituelles communes, perception assez nette pour justifier et maintenir vivace la volonté ferme de vivre unis.

C'est pour étudier ce double problème que fut établi le Collège d'Europe, et la seule considération du but poursuivi suffit à mettre en lumière la signification réelle de vos activités. Préparer les hommes qui seront capables d'affronter ces questions au sein des divers organismes responsables, de proposer des solutions viables malgré les divergences parfois énormes de tendances et de points de vue, capables surtout de remonter aux sources de l'esprit européen, d'en devenir les protagonistes qualifiés, ce n'est pas une tâche aisée. Nous sommes heureux qu'il se soit trouvé des hommes pour oser l'entreprendre et la poursuivre avec la patiente espérance qui en assure les débuts. Comme Nous ne pouvons en détailler les aspects multiples, Nous voudrions en souligner au moins un, parce qu'il rejoint Nos préoccupations dominantes et les soucis quotidiens de Notre mission de Pasteur d'âmes. Nous venons à l'instant de parler de l'esprit européen. Nul doute qu'il doive constituer un objectif capital, sans lequel rien de solide ne pourra se construire. Qu'il Nous soit permis d'insister sur les conditions de son avènement.

On reconnait sans peine que des concessions sérieuses seront exigées de tous les partenaires d'une Europe unie. Transfert d'industries, réadaptation de la main d'œuvre, fluctuations et difficultés locales dans tel ou tel secteur de la production; voilà quelques-unes des éventualités auxquelles devront faire face les gouvernements et les peuples. Ces malaises peuvent être passagers, mais aussi durables; il n'est pas certain qu'ils seront toujours compensés à brève échéance par des avantages économiques, tout comme, déjà à l'intérieur d'un pays, les régions plus pauvres ne jouissent d'un niveau de vie égal que grâce à l'apport des régions plus fortunées. Il faudra donc faire admettre des renoncements, peut-être permanents, par l'opinion publique de chaque nation, lui en expliquer la nécessité, lui inspirer le désir de rester malgré cela unie aux autres, de continuer à les aider.

On devine la réaction naturelle des égoïsmes, le repli sur soi quasi instinctif, arme dangereuse aux mains des opposants et de tous ceux dont les fins équivoques s'acommodent bien des querelles d'autrui. Il faut donc, dès le départ, s'en persuader: la perspective de profits matériels ne garantira pas la volonté de sacrifices indispensables à la réussite. Tôt ou tard, elle se révèlera illusoire et trompeuse. On allèguera alors les intérêts de la défense commune: sans doute la peur suscite facilement une réaction violente, mais, d'habitude, assez brève et dépourvue de force constructive, non susceptible de canaliser et de coordonner des énergies diverses au services d'une même fin.

Si l'on cherche des garanties solides pour la collaboration entre pays, comme d'ailleurs pour toute collaboration humaine, dans le domaine privé ou public, dans les cercles restreints comme sur le plan international, seules des valeurs d'ordre spirituel se révèleront efficaces, seules elles permettront de triompher des vicissitudes que les circonstances fortuites ou, plus souvent, la malignité des hommes ne tardent pas à faire éclore. Entre les nations comme entre les personnes, rien ne dure sans une véritable amitié.

Un sentiment d'une telle qualité, faut-il le dire, ne se crée pas en quelques années ni par des moyens artificiels. Mais grâce à Dieu, ce sentiment existe déjà, un peu alangui ici ou là, trop peu au fait dè ses propres ressources et de sa puissance incomparable. Nous n'en voulons citer comme preuve, que le splendide témoignage de générosité, qui, tout récemment encore, a suscité l'affluence des secours aux victimes des inondations. Il faut saluer avec joie ce signe d'un vrai désintéressement, d'une vrai compréhension mutuelle, d'une volonté efficace de collaboration pour la défense non point de profits mercantiles, mais d'authentiques valeurs humaines. Il vous revient, comme spécialistes des questions européennes, de scruter les causes et les ressorts psychologiques de ces attitudes. Il ne Nous échappe pas que, si l'Empire Romain a posé les premiers fondements juridiques et culturels de l'Europe en diffusant la civilisation gréco-latine, le christianisme a modelé l'âme profonde des peuples, il a dégagé en eux, en dépit de leurs différences les plus marquées, les traits distinctifs de la personne libre, sujet absolu de droit et responsable devant Dieu non seulement de sa destinée individuelle, mais aussi du sort de la société où elle est engagée.

Dans cette conviction s'enracinent le respect d'autrui, le sens de sa dignité inaliénable et de l'aide réciproque que l'on se doit pour sauvegarder et promouvoir ces biens que toutes les richesses de la terre ne sauraient payer. Ces sentiments, encore trop confus à présent, il importe de les aviver, de les éclairer sous toutes les incidences, de les diffuser dans la masse, de leur permettre de se traduire en gestes analogues à ceux que Nous admirons tantôt.

La volonté de vivre ensemble qui cimentera l'Europe de demain se gardera de la défaillance à la vue des dangers externes qui la menacent; mais au lieu de se laisser pousser vers le but, un peu contre son gré, ne vaut-il pas mieux que chacun y soit attiré par un élément positif?

Des éléments de ce genre, on les retrouve déjà dans le domaine économique et politique. L'Europe unie se propose de garantir l'existence de chacun de ses membres et celle du tout qu'ils

constituent, de favoriser la prospérité économique, de sorte que sa puissance politique puisse être en mesure de se faire respecter, comme il convient, dans le concert des puissances mondiales. Voilà certes un but positif appréciable des efforts présents vers une Europe unie.

Ce que Nous avons déjà souligné en d'autres circonstances, Nous croyons pouvoir le répéter encore devant vous, parce que c'est une conviction que l'expérience affermit en Nous, non seulement d'année en année, mais, pour ainsi dire, de mois en mois: ou delà de ce but économique et politique, l'Europe unie doit se donner pour mission l'affirmation et la défense des valeurs spirituelles qui, autrefois, constituaient le fondement et le soutien de son existence, qu'elle avait jadis la vocation de transmettre aux autres parties de la terre et aux autres peuples, et qu'elle doit rechercher aujourd'hui, par un effort pénible, pour se sauver elle-même: Nous voulons dire la foi chrétienne authentique comme base de la civilisation et de la culture qui est la sienne, mais aussi celle de toutes les autres. Nous le disons bien clairement, parce que Nous craignons que l'Europe, sans cela, ne possède pas la force interne pour conserver, devant des adversaires plus puissants, non seulement l'intégrité de ses ideals, mais aussi son indépendance terrestre et matérielle.

Ce n'est pas sans motif que le Collège d'Europe a choisi pour siège une ville riche de passé, et Nous sommes heureux de le souligner, de passé chrétien. Que la paix de ses eaux tranquilles soit le symbole de celle que vous travaillez à assurer, en rendant aux hommes d'aujourd'hui la conscience de leurs affinités, en les aidant à consentir les nécessaires renoncements, grâce à l'attirance d'une vocation qui leur promet encore d'inestimables conquêtes.

Que le Seigneur daigne protéger vos personnes, vos familles et vos efforts, sur le chemin du bien.

Diaspora und Stammlande

(Schluß)

IV.

Es liegt dem Schreibenden wirklich fern, einen Graben aufzuwerfen zwischen Stammland und Diaspora. Das Anliegen ist dies: Gerechtigkeit walten zu lassen gegenüber den Leistungen der Stammlande, die nicht selten verkannt werden.

Der gewaltige Einfluß des Milieus wurde bereits erwähnt. In der Tat übt das Milieu eine gewaltige Macht aus auf die Menschen. Leider bedeutet dieser Einfluß keine Aufwertung. Immerhin kann auch ein günstiger Milieueinfluß festgestellt werden, wenn z. B. in den katholischen Stammlanden der Gottesdienstbesuch der reformierten Mitchristen bedeutend besser ist als in reformierten Landen.

Dem Einfluß des Milieus erliegen aber in der Diaspora nicht nur die aus den Stammlanden neu Zugewanderten, sondern auch jene Katholiken, die in der Diaspora geboren sind. Es müßten noch mehr Untersuchungen angestellt werden, wie weit Diasporakatholiken gegen einen ungünstigen Milieueinfluß immun geblieben sind. Es würde sich dann zeigen, wie viele Nachkommen von einstigen Pionieren der katholischen Diaspora die religiöse Bewährungsprobe bestanden haben. Es ist sehr zu befürchten, daß auch bei ihnen eine starke Assimilierung an das Milieu festgestellt werden müßte.

Es besteht der Eindruck, daß gerade die zugewanderten Stammlandkatholiken in der ersten und zweiten Generation die zuverlässigsten und aktivsten Elemente in der Diaspora stellen. Der Schluß liegt daher nahe, daß die Diaspora geradezu angewiesen ist auf eine ständige Bluterneuerung aus den Stammlanden! Ohne diese geistige Bluterneuerung müßte die Diaspora in ihrem Milieu religiös geradezu degenerieren.

Wer das Ansehen der Stammlande heruntersetzt, leistet dem Gesamtkatholizismus unserer Heimat einen sehr schlechten Dienst. Es ist im Gegenteil dringend notwendig, das Selbstbewußtsein der Stammlande zu heben und die Stammlandkatholiken mit einem heiligen Stolze zu erfüllen über das, was gesund ist in ihrem religiösen Leben. Die Minderwertigkeitsgefühle weiter Kreise in den Stammlanden sind geradezu notorisch. Dieses Minderwertigkeitsgefühl muß sich aber auch in der Diaspora sehr verhängnisvoll auswirken.

Die katholischen Kantone werden von ihren lieben Miteidgenossen nicht so selten «rückständig» gescholten. Wir wissen, daß ein solcher Vorwurf besonders gegenüber den wirtschaftlich schwachen Bergkantonen mindestens leichtfertig ist. Man beachte wohl, daß im Vorwurf der Rückständigkeit die sog. «Hörigkeit» gegenüber der katholischen Kirche mindestens eingeschlossen ist. Von einer wirtschaftlichen Inferiorität auf eine allgemeine Inferiorität zu schließen, wäre ein bitteres Unrecht, und doppelt bitter, wenn sich Diasporakatholiken, wiederum beeinflußt von der Umwelt, diesem Urteil je anschließen würden. Jedenfalls darf der Mangel an Eloquenz nicht mit Mangel an Intelligenz verwechselt werden.

Tatsächlich haben die katholischen Gebiete ihren Miteidgenossen viel zu bieten, besonders auch in kultureller Beziehung. Leider nehmen sich in den Stammlanden viel zu wenig geeignete Kräfte um die Erforschung unserer spezifischen Kulturwerte an oder finden nicht den rechten Weg, die Ergebnisse in die Öffentlichkeit zu tragen. Es ist nur zu wünschen, daß die neue Innerschweizerische Radiogenossenschaft hierin einige Hoffnungen zu erfüllen vermag. Nachdem unsere Gegenwart gerade auf kulturelle Werte in zunehmendem Maße ansprechbar ist, sollten wir nicht versäumen, in vermehrtem Maße unsere reiche Kultur den Miteidgenossen zu zeigen und so einen wertvollen gesamteidgenössischen Beitrag zu leisten.

Zuerst müssen wir aber unsere eigenen Leute diese Reichtümer schätzen lehren. Wenn die Kinder auf die Schönheiten ihrer Pfarrkirche, ihrer Kapellen und auf weitere religiöse Zeichen ihrer Umgebung aufmerksam gemacht werden, so können dadurch tiefe Wurzeln in der heimatlichen Pfarrei geschlagen werden, die einen Aufenthalt fern der Heimat überdauern. Neulich hat mir eine Stammlandkatholikin erklärt, sie hätte in den Kinderjahren sehnsüchtig darauf gewartet, etwas von den berühmten Kunstschätzen ihrer heimatlichen Kloster- und zugleich Pfarrkirche zu erhaschen. Aber diese Dinge seien mit sieben Siegeln verschlossen geblieben, und nicht einmal die Schönheiten ihrer Kirche seien jemals eingehender erklärt worden. Nicht als ob die Wertschätzung unserer Kulturgüter ein Allheilmittel bedeuteten. Sie werden aber allzuoft in ihrer Bedeutung übersehen. Auch das Brauchtum vieler katholischer Pfarreien ist es wert, den Kindern erklärt und gepflegt zu werden. Wenn dieses Brauchtum auch am Rande des wesentlichen liturgischen Geschehens steht, so gibt es doch dem kindlichen Erleben ein unvergeßliches Kolorit.

Zudem sollten unsere Katholiken mit einem gewissen Sendungsbewußtsein erfüllt werden. Dieses Bewußtsein wächst am besten auf jenem Boden, wo ein begnadeter Priester erreicht hat, daß die Gläubigen ihre religiösen Pflichten als

Ehrendienst auffassen, den sie aus innerem Antrieb und in heiliger Freude erfüllen.

Ein solches Sendungsbewußtsein müßte der Diaspora ganz besonders zugute kommen. Dadurch könnte auch eine gewisse Ghettostimmung der Diaspora überwunden werden. Diese Ghettostimmung ist verständlich von einem langen Kampfe um Gleichberechtigung her. Sie muß sich aber aus ihrer Verkrampfung immer mehr lösen. Es ist eine erfreuliche Feststellung, daß heute zahlreiche Kunst- und Kulturwerte christlicher oder gar katholischer Prägung ans Licht geholt werden durch große Ausstellungen und öffentliche Darbietungen. Daß dabei die Initiative meistens von seiten von Nichtkatholiken ausgegangen ist, mag seine Vorteile haben, beleuchtet aber auch den Mangel in Initiative auf unserer Seite.

Um die wirtschaftliche Besserstellung der Stammlandkatholiken zu fördern, ist es durchaus nicht überflüssig, wenn auch der Seelsorger dahin wirkt, damit besonders auch die bäuerliche Jugend eine tüchtige Berufslehre absolviert. Die Schollentreue nach Möglichkeit fördern, ja! Aber schließlich kann in einer zehnköpfigen Familie nur eines der Kinder damit rechnen, den Bauernhof übernehmen zu können. Für manche Bauernfamilie ist es wirtschaftlich verführerisch, alle Kinder, und zwar möglichst lange in den Bauernbetrieb einzuspannen. Es wäre aber sehr kurzsichtig, den nachgebornen Kindern eine Berufslehre vorzuenthalten. Von Bauernsöhnen sind oft bitterböse Vorwürfe zu hören, weil ihnen keine Berufslehre ermöglicht worden war, und sie dann gezwungen waren, als ungelernte Arbeiter in die Welt hinauszuziehen. Der Anteil der Katholiken bei den ungelernten Arbeitern mahnt wirklich zum Aufsehen.

Meistens fehlt der Jugend aus den Stammlanden die Anregung, technische Berufe zu ergreifen. Die Folge ist eine Übersättigung mit akademischen Berufen, während wir für die technischen Berufe auch in den Stammlanden nicht genügend Einheimische stellen können. Ob wir Priester an diesem Mißverhältnis nicht eine gewisse Mitschuld tragen? Jedenfalls stehen uns verschiedene Möglichkeiten offen, besonders auch in der Berufsberatung der Jugend, hier korrigierend einzuwirken.

Im Verhältnis von Diaspora und Stammlanden hat in wirtschaftlichen und finanziellen Dingen eine starke Verschiebung stattgefunden. Die Diaspora von heute ist nicht mehr — und zwar glücklicherweise! — jene sprichwörtlich arme Diaspora vor 50 und mehr Jahren. Zwar werden auch weiterhin zahlreiche Neugründungen notwendig sein, die nur unter kräftiger Mithilfe auswärtiger Glaubensbrüder ermöglicht werden. Dies besonders in jenen eidgenössischen Ständen, die den Katholiken die volle Gleichberechtigung, auch in steuerrechtlicher Beziehung, vorenthalten.

Die Zeit ist aber nicht allzufern, da die großen schweizerischen und diözesanen Hilfswerke zugunsten der Diaspora der wirtschaftlichen Verschiebung zwischen Diaspora und Stammlanden Rechnung tragen müssen, indem sie arme Pfarreien der Stammlande in ihr Hilfsprogramm einbeziehen. In anerkennenswerter Weise ist das zum Teil schon geschehen. Auf die Dauer kann die finanziell sehr schwache Stellung vieler Stammlandpfarreien nicht übersehen werden. Ein Beispiel: in der Innerschweiz soll es eine Bergpfarrei geben, die für die Besoldung ihres Pfarrers mit dem besten Willen nicht mehr aufbringen kann als zweieinhalb Tausend Franken. Eine Berghilfe würde allen unsern blühenden Hilfsorganisationen bestimmt nicht schlecht anstehen.

Die vorliegenden Ausführungen möchten nichts anderes als ein Diskussionsbeitrag sein. Ihr Zweck ist erfüllt, wenn sie zu einer vorsichtigen Bewertung der Stammlandkatholiken und ihrer Bewährung in der Diaspora anregen. Es bleibt noch viel zu tun an direkter und indirekter Vorbereitung der Stammlandkatholiken, um sie diasporareif zu machen. Vor allem aber tut es not, ihnen Mut und Vertrauen einzuflößen. Für die Diaspora müßte wegleitend sein, ein so günstiges Milieu zu schaffen, daß sie auch den neuzugewanderten Katholiken eine geistige Heimat zu bieten vermag. -lb-

Pastorelle Rundschau

Fronleichnamsprozession

In Großpfarreien und Großstädten erhebt sich zum Fronleichnamsfest immer wieder die Frage, wie man die große Zahl von Gläubigen bei der Prozession so zusammenfassen kann, daß sie wirklich eine geschlossene singende und betende Einheit bilden, und daß vor allem ein jeder sichtbar und hörbar das Geschehen an den Altären und die ziehende Prozession miterleben kann. Die große letztjährige Stadtprozession in Frankfurt am Main hat alle diese Probleme in großzügiger und moderner Weise gelöst, nicht allein durch die Tatsache, daß man sie in den großen und übersichtlichen Raum an den Ufern des Maines südlich des Domes verlegte, sondern auch durch den Einsatz modernster Übertragungstechnik und nicht zuletzt durch Anwendung der deutschen Sprache bei den Evangelientexten, den Bittgebeten und Orationen.

Umfangreiche Vorbereitungen waren notwendig, die sich aber in reichstem Maße gelohnt haben, und die Mainmetropole eine eucharistische Huldigung erleben ließen, die in ihrer Erhabenheit und Geschlossenheit bisher einzigartig war. Um die endlose Prozessionsschlange zu vermeiden, deren Gesang sich oft überschnitt und den meisten Teilnehmern weder Sicht noch Zugehörkommen der Zeremonien an den Altären bot, wurde die eigentliche Prozession beschränkt auf die Ministranten, Erstkommunikanten, Jugendbanner, Ordensleute und Weltklerus, der Gruppe um das Allerheiligste und daran anschließend Kirchenvorstände, Vertreter von Parlament und Magistrat, studentische Abordnungen und Vertretungen der Verbände und Vereine. Für die Gläubigen wurde ein großes Viereck, begrenzt durch zwei Uferstraßen und zwei Brücken in der Nähe des Domes vorgesehen, in dem sie Aufstellung nahmen. Entlang den Straßen und Brücken war eine der modernsten Lautsprecherübertragungsanlagen errichtet, für die Kontrolle und Regieanweisung dieser Anlage eine besondere Fernsprechringleitung entlang des Prozessionsweges verlegt. Alle Altäre waren mit tragbaren Mikrofonen und Fernsprechern versehen, die mit der Regie und Hauptverstärkeranlage im Frankfurter Dom verbunden waren. Hier vom Dom aus wurde der Einsatz der Lieder und diese selbst durch die neue Domorgel intoniert und begleitet, ebenso die Responsorien. Ein eigener geistlicher Sprecher gab einführende und verbindende Worte über das Mikrofon, so daß auch den Nichtkatholiken Sinn und Zweck von Fronleichnamsfest und -prozession in etwa verständlich wurden. Wesentlich zum Verständnis und Miterleben trug auch die mit oberhirtlicher Genehmigung benutzte deutsche Sprache bei den Evangelien, Bittgebeten und Orationen bei. Die Evan-

gelien waren nicht die üblichen ersten Kapitel der vier Evangelisten, sondern ausgewählte, dem Sinn des Festes und der Prozession angepaßte Schrifttexte.

Die Prozession selbst zog an der Innenseite des Viereckes, so daß sie von allen Seiten gut zu sehen war. Die Altäre — schlicht und doch schmuck — waren entsprechend den vier Himmelsrichtungen im Norden und Süden an den Ufern erhöht, im Osten und Westen auf den Brückenmitten (durch herabhängendes weiß-gelbes Fahnentuch weithin sichtbar) errichtet. Der Segen wurde jeweils über den Fluß hin erteilt. Zehntausende erlebten diese Huldigung an den eucharistischen Heiland und waren begeistert von der Einheitlichkeit und Geschlossenheit, erbaut von der Prozession selbst, deren hohe Würde nicht durch allzu leuchtende äußere Pracht überblendet wurde, ergriffen durch die klaren, verständlichen Schriftworte und Gebete. Überwältigend war das Schlußbild am vierten Altar: im Hintergrund der Dom, der Altar selbst von einem einfachen, schlichten, großen Holzkreuz überragt und von Jugendbannern flankiert, davor die lobsingende, Kopf an Kopf stehende Menschenmauer. Während an dem sonst nach Rückkehr in die Kirche stattfindenden Tedeum und Schlußsegen infolge der räumlichen Begrenztheit des Gotteshauses nur ein Bruchteil der Gläubigen teilnehmen konnte, hatte man hier durch Verlegung dieser Zeremonie an den vierten Altar den Zehntausenden auch hierfür das Miterleben ermöglicht: es schien, als ob sich die hohen Hallen des Domes über die ganze Stadt erweitert hätten, und unter den brausenden Klängen der Orgel und des herrlichen Domgeläutes stieg hier ein vieltausendstimmiges Tedeum zu Ehren des eucharistischen Heilandes zum Himmel empor.

Das spontane Echo dieser neuartigen Prozession spiegelte sich nicht allein in den hervorragenden Kritiken von Rundfunk und Säkularpresse, sondern auch in vielen begeisterten Würdigungen und Anerkennungen von nichtkatholischer Seite. Wenn Protestanten bezeugen, daß sie jetzt erst den Sinn der Fronleichnamsprozession begriffen haben, und unter die vorgefaßte Meinung, sie sei eine Provokation der Nichtkatholiken, müsse ein endgültiger Schlußstrich gezogen werden, so bedeutet dies für das katholische Bekenntnis vor allem in Großstädten mit gemischtkonfessioneller Bevölkerung (Frankfurt ist nur zu einem Drittel katholisch) ein nicht zu unterschätzendes Apostolat, das also die Fronleichnamsprozession auch sein kann. Diese eucharistische Huldigung in der Mainmetropole wird sicher in manchen anderen Großstädten in der Zukunft Beispiel machen.

Diesem Bericht von Karl Tietz ist unter Hinweis auf unsere schweizerischen Verhältnisse vielleicht beizufügen, daß eine derartige Umgestaltung zunächst nicht für die Prozessionen, die durch die Fluren der Dörfer ziehen, denkbar ist, sondern die gemeinsamen Prozessionen von mehreren größern städtischen Pfarreien im Auge hat. Dort erheben sich tatsächlich ähnliche Fragen, für die Frankfurt a. M., die Diasporastadt, mit einem, wie man immer wieder hört, vorbildlichen katholischen Leben eine interessante neue Lösung versucht hat. J. M.

Zum Schutzfest des hl. Joseph

Zwar ist der heilige Josef noch nicht in den Kanon der hl. Messe aufgenommen worden und steht er in der Allerheiligenlitanei nach dem heiligen Johannes dem Täufer — und dies erst seit dem Jahre 1726. Dennoch ist es in den letzten drei Jahrhunderten mehr und mehr vorherrschende Meinung der Theologen geworden, daß der jungfräuliche Gemahl Mariens und Nährvater Jesu an Heiligkeit und Würde über allen anderen Heiligen, nächst der Gottesmutter, steht.

Schon seit der Zeit des hl. Bernardino da Siena (im 15. Jahrhundert) wird dies gefolgert aus dem Grundsatz, den der hl. Thomas von Aquino betonte — ohne freilich die Folgerungen für den heiligen Josef daraus zu ziehen: Die besondere Aufgabe, die Gott einer Persönlichkeit in seiner Heilsökonomie zugedacht hat, bestimmt auch deren besonderes Gnadenmaß und Heiligkeit (S. Th. III, q. 27, a. 4 ad 1). In der Tat: müssen wir uns nicht eigentlich wundern darüber, daß der Ewige Vater einen Menschen, einen Mann auf Erden fand, der so rein und treu, so selbstlos und zartfühlend, so klug und demütig war, daß er geziemend und ohne jeden Mißklang das Haupt der «Heiligen Familie» sein konnte, dem der menschgewordene Sohn Gottes selbst und die jungfräuliche Gottesmutter untertan sein wollten? — Mit schlichten Worten können wir auch vom heiligen Josef — ähnlich wie von der Gottesmutter — sagen: Wir können dem Bräutigam Mariens und Nährvater Jesu niemals so viel Ehre und Liebe entgegenbringen, wie Gott selbst ihn durch seine Berufung und Stellung geehrt und bevorzugt hat; wir können ihm auch niemals so großes Vertrauen schenken wie Gott selbst, der seiner Obhut und Klugheit das Teuerste anvertraut hat, was die Erde je gesehen hat: das göttliche Kind und seine jungfräuliche Mutter.

Nächst der einzigartigen Stellung Mariens gibt es tatsächlich keine Aufgabe in der Heilsgeschichte, die jener des heiligen Joseph vergleichbar gewesen wäre; denn von ihm allein galt und wird es immer gelten: «Von Jakob stammt Joseph, der Mann Mariens» (Matth. 1, 16) und «Ist das nicht Jesus, der Sohn Josephs, dessen Vater und Mutter wir kennen?» (Joh. 6, 42). Nächst Maria war daher niemand dem Göttlichen auf Erden so nahe wie der heilige Joseph, der nicht bloß einmal, wie der greise Simeon, sondern tagtäglich den menschgewordenen Gottessohn auf seinen väterlichen Armen tragen durfte. Nächst Maria hatte niemand so tatkräftigen Anteil am Leben des Gottmenschen wie Sankt Joseph. Er gehörte doch ganz und gar zur «Heiligen Familie», und darum ist es sicher, daß sein Wille niemals auf Ungutes, Ungeordnetes oder Böses hingerichtet war. Das Gegenteil hätte ihn der besonderen, mit seiner Aufgabe gegebenen Nähe gegenüber den heiligsten Personen, Jesus und Maria, unwürdig gemacht (dies will aber nicht heißen, daß er, wie Maria, das Gnadenprivileg der Vorerlösung oder der «Unbefleckten Empfängnis», oder auch nur das der Heiligung schon im Mutterschoße gehabt habe).

Zudem war das Leben in Gemeinschaft mit Jesus und Maria für ihn eine fortwährende Quelle der Gnade und Heiligung. Wenn man Jahre hindurch, vielleicht 25 oder 30 Jahre, in liebender Vertrautheit mit der menschgewordenen, göttlichen Heiligkeit und mit der heiligsten Jungfrau und Gottesmutter stehen darf, wie der heilige Joseph, so kann das nicht geschehen ohne ein immer innigeres und vollkommeneres Einswerden des Denkens und Empfindens, der Art und der Gesinnungen mit denen der heiligsten Personen. Ähnlich wie Maria, hat sicher auch der heilige Joseph alles in seinem Herzen bewahrt und erwogen, was der gött-

liche Heiland und Maria sagten und taten. So wurde er in vollkommenerem Sinne das, was die Hl. Schrift nennt: «vir iustus», d. h. er war und handelte in allem so, wie es vor Gott gerecht und gut, vollkommen und heilig ist. So wie er Gott gab, was recht ist, so gab er auch den Menschen und vor allem «seiner Gattin» die Ehrfurcht und Liebe, die ihr gebührte. «Er wollte sie nicht bloßstellen» (Matth. 1, 19), und er war so taktvoll, daß er nicht mit ihr redete über das, wovon sie selbst nicht sprach. Er dachte auch nicht ungut von ihr. Anderseits wollte er in allem das als Recht und Gesetz Vorgeschriebene erfüllen, und darum «trug er sich mit dem Gedanken, Maria still zu entlassen» (Matth. 1, 19).

«Recht und vollkommen» erwies sich St. Joseph auch in jeder anderen Lage, nämlich in der Erfüllung aller Pflichten seiner besonderen Berufung. Diese bestand vor allem 1. in vollkommenster Jungfräulichkeit — 2. in goldener Treue — und 3. in edler Verborgenheit.

Die erste Aufgabe seiner Berufung liegt ausgedrückt in den Worten der Festpräfation: Deiparae Virgini Sponsus est datus, der jungfräulichen Gottesmutter zum Bräutigam gegeben. Dies setzte in ihm zunächst schon eine hohe Reinheit und den besonderen Sinn jungfräulicher Haltung voraus; jene Haltung nämlich, die nicht bloß die Erfüllung eines Gelübdes durch die Hingabe des Willens an Gott bedeutet, sondern eine wesentliche, übernatürliche und natürliche Richtung und Grundeinstellung ist: restlose und vollkommene Hingabe an Gott, aus einer Liebe heraus, die erwächst aus einem lebendigen Glauben an seine unendliche Liebenswürdigkeit und aus einem vertrauenden Verlangen nach der Nähe und dem Besitz Gottes; möglichstes Vergessen und Aufgabe seiner selbst, um für Gottes Ehre und das Wohl der Kinder Gottes zu leben, um alle hohen und edlen Interessen sich zu eigen machen und allen guten Bestrebungen liebend zu dienen. — Diese jungfräuliche Grundhaltung des heiligen Joseph wurde dann noch sehr vertieft und gesteigert in dem Augenblick, als er Mitwisser des wunderbaren Gottesgeheimnisses wurde, das ihm der Engel mitteilte mit den Worten: «Joseph, Sohn Davids, scheue dich nicht, Maria, deine Gattin, zu dir zu nehmen; denn was in ihr erzeugt worden ist, stammt vom Heiligen Geiste...» Mit welch reiner Ehrfurcht und Liebe muß er auf Maria geschaut haben, in der er nunmehr wirklich die «Gebenedeite unter allen Frauen» erkannte. Seine jungfräuliche Seele hatte nun gleichsam einen neuen Zielpunkt gewonnen, nämlich den im Kinde Gottes und Mariens für ihn sichtbar gewordenen Herrn, für den zu sorgen, den zu beschützen, den zu ehren und zu lieben nunmehr seine große und heilige Lebensaufgabe geworden war.

Zum Haupt der Heiligen Familie bestellt, hat er seine Aufgabe mit goldener Treue und Klugheit erfüllt (fidelis servus et prudens, super familiam constitutus, ut paterna vice custodiret). Ihm war die Vaterschaft im höheren Sinne gegeben, nämlich soweit sie in der Sorge für das Kind und in dessen Heranbildung besteht; denn das Erfahrungswissen oder das «Wachsen an Weisheit vor Gott und den Menschen» wurde dem göttlichen Kinde durch die Mutter und auch durch den heiligen Joseph vermittelt. Dieser hat dann als das verantwortliche Haupt der Heiligen Familie «das Kind und seine Mutter» nach Ägypten geflüchtet und später nach Nazareth gebracht; und er hat alles menschlich Mögliche getan, um den Bestand jener unvergleichlichen Familie zu sichern, in der die neue Menschheitsfamilie, die Familie der erlösten Gotteskinder, grundgelegt werden sollte. In das Leben und Beten und Opfern der Heiligen Familie in Nazareth war ja in gewissem Sinne die ganze in Christus zu erlösende Menschheit eingeschlossen. Für diese «entäußerte sich das Ewige Wort seiner selbst», Maria und Joseph aber machten sich, soweit dies menschmöglich war, eins mit den Anliegen und Absichten des menschgewordenen Wortes. — Darin leuchtet wunderbar das Geheimnis der übernatürlichen Fruchtbarkeit und Wirksamkeit des jungfräulichen Lebens auf, das überdies den tiefsten und besten Anlagen des Menschen volle Reife und Erfüllung sichert.

Ein weiteres, besonderes Kennzeichen der Berufung des heiligen Joseph war schließlich die edle Verborgenheit. Wie es zu seiner Aufgabe gehörte, das Geheimnis des menschgewordenen Wortes zu verschleiern und zu verbergen, solange «dessen Stunde» noch nicht gekommen war, so sollte auch er selbst verborgen bleiben, und sollte seine hervorragende Größe und Heiligkeit erst spät, nämlich nach etwa 15 Jahrhunderten des Christentums, ins rechte Licht gestellt werden. Kardinal Billot schreibt (De Verbo Incarnato, thes. 42): Andere, nämlich Johannes der Täufer und die Apostel, wurden berufen, um Christus zu verkünden; Joseph aber war ausersehen, um, gleichsam wie ein Schleier, ihn geziemend zu verbergen» (solange dies notwendig war)... Und als das Wort des Herrn an den Sohn des Zacharias in der Wüste erging, da weilte Joseph nicht mehr unter den Lebenden, damit nach Wegnahme des Schleiers die Menschen sich allmählich daran gewöhnten, Christus sich ohne irdischen Vater zu denken. — Wie treu hat St. Joseph sein großes Geheimnis gehütet! Wie sehr hat er die Verborgenheit geliebt! Wie gern ist er zurückgetreten und wollte nichts anderes sein als ein treuer, ungenannter Diener Dessen, den man Jesus von Nazareth nannte, und seiner liebsten, heiligen Mutter!

Was wird der Herr tun, wenn er sich einmal anschickt, diesem treuesten Diener zu vergelten? Wird nicht der schönste Lohn für diesen darin bestehen, daß ihm nunmehr der Schutz der ganzen Kirche, des mystischen Leibes Christi, und dessen Wachsen und Reifen in allen einzelnen Gliedern, anvertraut wird ?

Der fromme Archäologe, Prälat Wilpert, betete in seinen letzten Lebensjahren täglich das kurze Gebet, das vermutlich ihn selbst zum Verfasser hat: «Heiliger Joseph! Du hast von Gott Macht über all unsere Anliegen erhalten, und Du weißt möglich zu machen, was unmöglich scheint: Schau mit gütigem Vaterauge herab auf Deine Kinder!»

Der schon erwähnte Billot schrieb (a. a. O.): «Bedenke, wie erhaben des hl. Joseph Heiligkeit war, da seiner heroischen Treue die Jungfräulichkeit Mariens, die Kindheit Jesu Christi, das von Gott-Vater dem Engel mitgeteilte Geheimnis der Menschwerdung anvertraut wurden!... Er verdiente es wahrlich, daß sein Name den beiden Personen zugesellt werde, auf denen von Anfang an die Hoffnung der Welt beruhte!»

F. Bn.

Kirchenamtlicher Anzeiger des Bistums Basel

Das St.-Josephs-Opfer

Am Feste des hl. Joseph, also am nächsten Sonntag, wird das übliche Kirchenopfer für Standesseelsorge der arbeitnehmenden Volksklasse aufgenommen werden. Es möge eindringlich dem Wohlwollen der Gläubigen empfohlen werden.

Solothurn, den 18. April 1953.

Die bischöfliche Kanzlei.

Das Bethanienheim

Das Bethanien des Evangeliums ist bekannt. Bei Lazarus und seinen beiden Schwestern Martha und Maria kehrte der Herr gerne zu. Mit diesen drei Geschwistern war er in herzlicher Freundschaft verbunden. Nicht zuletzt um dieser Freundschaft willen hat er Lazarus vom Tode erweckt und den beiden Schwestern zurückgeschenkt. Der Herr, der «gekommen, zu suchen, was verloren war», hatte Maria Magdalena, die stadtbekannte Sünderin, zu Reue und zu großer sühnender Liebe geführt. Er nahm die Bekehrte in seine unmittelbare Umgebung auf; sie durfte mit der allerreinsten Mutter unter seinem Kreuze stehen; ihr, der einstigen Sünderin, erschien Jesus zu allerst nach seiner glorreichen Auferstehung.

Wie Jesus in seinem irdischen Leben Sünder und Sünderinnen suchte, geht er als barmherziger Arzt in Gestalt seiner Kirche durch alle Jahrhunderte. Er spendet seine Barmherzigkeit und Liebe in religiösen und sozialen Werken, die dem gefallenen Menschen den Weg finden helfen zu ehrlichem, christlichem Leben. Der Geist Jesu läßt Kongregationen erstehen, die sich der Bekehrung von Sünderinnen weihen. Ordensschwestern nehmen sich der Büßerinnen an und lehren sie Pflichttreue. Diese bekehrten Frauen leben aber vollständig getrennt von den eigentlichen Klosterfrauen: ihre Kleidung ist verschieden; sie wohnen in einem andern Gebäude und führen nach einer eigenen Regel ein strengeres Leben der Buße und der Betrachtung. Sie sind also nach außen (z. B. im Gut-Hirt) ohne weiteres als Büßerinnen erkennbar.

Im Leben der Kirche fehlte noch eine religiöse Gemeinschaft, «welche die Seele aufnehmen würde, auf der nicht nur der Makel der Sünde, sondern auch die Schande einer gerichtlichen Verurteilung lastet und welche diese schuldbeladene und reuige Seele auf dem Weg der schwesterlichen Liebe stufenweise emporführen würde, immer höher, bis zur vollständigen Gleichstellung mit den Ordensschwestern, bis hinauf zum Ordensgelübde». Diese Aufgabe übernahm die Gründung von Bethanien.

Der Gründer von Bethanien

Der junge Dominikanerpater Marie-Jean-Joseph Lataste, der am 5. September 1832 in Cadillac-sur-Garonne geboren, wurde im September 1864 von seinen Obern in seine Vaterstadt Cadillac geschickt; in der dortigen Zwangs- und Besserungsanstalt sollte er den weiblichen Strafgefangenen Exerzitien geben.

«Meine lieben Schwestern!» So begann P. Lataste die erste seiner wunderbaren Predigten, in die er seine ganze Seele und sein ganzes Herz gelegt hat. «Ich habe euch ‚meine lieben Schwestern' genannt. Versteht ihr das? Gestern noch kannte ich euch nicht, und in einigen Tagen werden wir uns trennen, um uns vielleicht nicht wieder zu sehen. Ihr seid gefallene Frauen — wir können ja die Dinge so sagen, wie sie sind, wir sind ja unter uns — ihr seid gefallene Frauen, der Verachtung preisgegeben, von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen. Wenn ihr aus diesem Gefängnis herauskommt, wird man mit dem Finger auf euch zeigen, man wird euch mißtrauen und euch nicht einmal als Dienstboten anstellen wollen... Und ich, der ich Gottes Diener bin, und, obgleich unwürdig, seinem Altardienst geweiht, ich, der ich mein ganzes Leben lang dem entsagen muß, mit dem ihr Mißbrauch getrieben habt, der ich mich freiwillig durch die ewigen Gelübde der Armut, des Gehorsams und der Keuschheit gebunden habe, ich komme zu euch, ohne zu warten, daß ihr mich ruft, und ich reiche euch meine Hände, und ich nenne euch ‚meine guten, meine armen, meine lieben Schwestern'. Das ist keine leere Phrase, denn ich bin bereit, euch noch mehr zu geben... Und warum seid ihr mir so teuer, ihr, die die Welt vergißt und verachtet? Weil ich Priester eines Gottes bin, der euch liebt, und seine Liebe gleicht keiner andern auf Erden. Wenn ihr wüßtet, wie gut dieser Gott ist, von dem ihr getrennt seid und der euch heute wieder ruft...»

Die Exerzitien dauerten vier Tage. Am Schlusse der heiligen Übungen kommunizierten 304 von den 381 Frauen. Mit Staunen und Bewunderung entdeckte der Pater bei einer großen Zahl eine tiefe Reue und bei einigen sogar das Verlangen nach Vollkommenheit. Doch machte ihm dabei der Gedanke schwere Sorge: wie werden sie ehrlich leben können in der Welt, wenn eine Vergangenheit voller Schande auf ihnen lastet? Wie werden die Besten unter ihnen ihr Verlangen nach einem höheren, vollkommeneren Leben verwirklichen können?

Sein großer Gedanke

Eines Abends kam dem seeleneifrigen Dominikaner in der Kapelle des Zuchthauses, als er vor dem Allerheiligsten für diese gefallenen Frauen betete, der Gedanke der Rehabilitation dieser Strafgefangenen. P. Lataste vernahm den Ruf, eine neue religiöse Familie zu gründen. Darin sollten Aufnahme finden: alle Sünderinnen, die vor Gott und den Menschen gefehlt hatten, allerdings unter der Voraussetzung, daß sie bekehrt seien, in voller Freiheit kommen und die Absicht haben, für immer zu bleiben. Hier würden sie von ehrbaren, gottgeweihten Seelen empfangen, die Ordensschwestern sind, mit denen sie im gleichen Hause zusammenleben dürften. So wären sie von den Versuchungen und der Verachtung der Welt sowie vor ihrer eigenen Schwäche geschützt. Diejenigen unter ihnen, welche die Berufung zum Klosterleben hätten, könnten nach der erforderlichen Prüfungszeit selber Ordensschwestern werden. Sie würden dann in der Reihe jener Schwestern stehen, deren Vergangenheit untadelig ist und die sie früher in Bethanien willkommen geheißen. Sie ständen dann unter der gleichen Regel, trügen dasselbe Ordenskleid, und nichts und niemand könnte sie jemals mehr voneinander unterscheiden. Auch Christus wollte ja einst zu den Sündern gerechnet werden.

«Gebt mir einige Frauen aus der Gefolgschaft Jesu Christi, Frauen, deren Namen ohne Makel und deren Herz rein geblieben ist, Frauen, die in die Fußstapfen ihres Meisters treten und es nicht verschmähen, sich zu den armen Entwürdigten herabzuneigen, ihnen die Hand zu reichen und sie zu trösten. Ja mehr noch: gebt mir Frauen, die sie an sich ziehen und sie schrittweise emporheben, bereit, voll und ganz ihre eigene Reinheit mit ihnen zu teilen, ja sogar einen Teil ihrer Schande zu tragen, wenn noch etwas davon übrigbleibt. Man gebe mir solche Frauen, und der Traum wird Wirklichkeit: Jesus bekommt Nachfolger in der Rehabilitierung gefallener Seelen, und das ‚Haus von Bethanien' wird eröffnet; denn das soll der Name dieses Werkes sein.» (P. Lataste)

Der Plan war eine Eingebung Gottes. Trotz den anscheinend unüberbrückbaren Hindernissen, die aus der Natur des Werkes selbst erstanden, wurde Bethanien 1866 gegründet. Drei Jahre später starb P. Lataste.

Sein segensreiches Werk

Das Samenkorn, das P. Lataste unter der Sonne der göttlichen Liebe gesät hatte, wuchs auf zu einer Kongregation päpstlichen Rechtes unter dem Namen: Dominikanische Kongregation der hl. Maria Magdalena. Die Kongregation besitzt Häuser in Frankreich, Belgien und in der Schweiz (Kerns OW und Châbles FR). Über 500 Frauen verbringen darin als Anbeterinnen des Allerheiligsten Altarssakramentes ein strenges Leben des Gebetes und der Arbeit. Unter diesen Frauen sind viele, die früher große Sünderinnen waren; einige von ihnen wurden sogar wegen ihrer Verbrechen zu Gefängnis und Zwangsarbeit verurteilt. Nach Abbüßung der Strafe verließen sie die Welt, um für ihre Sünden zu büßen.

So klopfen Sünderinnen an die Türe des Bethanienheimes. Frauen, die tief gefallen sind, unter ihnen besonders solche, die gleichzeitig mit der sittlichen Aufrichtung eine soziale Rehabilitierung nötig haben; ehemalige Strafgefangene und solche, die zwar keine gerichtliche Strafe verdient oder ihr entgangen sind, aber gleichwohl sich gegen Gott und die Menschen verfehlt haben. Diese Frauen werden im Bethanienheim von Frauen aufgenommen, die einen untadeligen Namen dem Dienste Gottes geweiht haben. Sie heißen die Büßerinnn willkommen, wie Mütter ihre Kinder willkommen heißen. Tag für Tag in engster Gemeinschaft mit ihnen lebend, helfen sie ihnen, ihre Seelenwunden zu heilen, sich emporzubilden zu wachsender sittlicher Feinfühligkeit, zum innern Schweigen im beschaulichen Leben. Sie beten zusammen, arbeiten zusammen, verbringen zusammen ihre Erholungszeit und wetteifern unter sich in der Liebe zu ihrem gemeinsamen Erlöser.

Wenn diese bekehrten Frauen die Gnade und die Kraft der Berufung zum religiösen Leben haben, öffnen ihnen jene, die sie aufgenommen haben, schließlich ihre Reihen, um das Ordensleben mit ihnen zusammen in seiner ganzen Fülle zu teilen. Dann besteht kein Unterschied mehr zwischen den einen und den andern. Sie sind Gott geweiht durch die gleichen Gelübde. Gänzlich untereinander gemischt, geben sie sich in gleicher Weise den reuigen Sünderinnen hin, die an ihre Türe klopfen. Die wieder in Ehren gesetzte Sünderin ist nun ihrerseits Retterin und Führerin anderer geworden.

Wer als Gast in ein Bethanienheim kommt, der kann sich den Kopf zerbrechen, wenn er meint, er könne die Büßerinnen von den eigentlichen Ordensschwestern unterscheiden. Die Schwestern schützen eben diese ehemaligen Sünderinnen vor den neugierigen Augen der Außenstehenden. Das ist ein Grund, warum Bethanien so reich ist an Variationen der weißschwarzen Ordensfarben. Wir finden dort: schwarzes Kleid mit schwarzem Schleier, schwarzes Kleid mit schwarzem Skapulier und weißem Schleier, weißes Kleid mit weißem Skapulier und schwarzem Schleier. Sind diese rätselhaften Ordenskleider nicht eine schöne Tat größter Nächstenliebe? Noch ein Geheimnis edler Nächstenliebe liegt im Bethanienheim: Die Büßerinnen, die eigentliche Ordensschwestern wurden, also die Rehabiltantinnen, wissen meist nicht einmal, welche von ihnen einmal als Sünderin an die Türe des Bethanienheims geklopft hat.

Das ist Bethanien, ein Wunder der göttlichen Liebe!

Daß ein solches Werk, wir möchten fast sagen, ein solches Wagnis immer mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, liegt auf der Hand. Es sind deshalb jene Priester und Laien sehr zu loben, die für das Bethanienheim (Deutschschweiz: Kerns OW; Westschweiz: Châbles FR) ein gutes Herz und eine offene Hand haben. Das ist Karitas an einem der größten Karitaswerke! L. B.

Aus der Praxis, für die Praxis

Die Kirche — der Spiegel des Pfarrers

So war es zu lesen in der «Kirchen-Zeitung» vom 4. September 1952, S. 444: «Die Kirche ist der Spiegel des Pfarrers.» An dieses Wort mußte ich seither oft denken, wenn ich — sei es auf der Ferienreise, sei es im Militär oder sonst — die verschiedensten Kirchen unseres Landes sehen durfte. Da erlebte ich viele stille Freuden, auch an manchen abgelegenen Orten, weil man dort spürte, daß offenbar ein Pfarrer «regiere», der sich nicht scheut, selber Besen und was es sonst noch braucht in die Hand zu nehmen, wie weiland Sankt Franziskus, um die Kirche wirklich zu einer sauberen Wohnung unseres Heilandes zu machen... weil vielleicht der Sigrist dafür zu wenig Sinn hat oder weil er nur nebenamtlich angestellt ist und dementsprechend auch nur «nebenamtlich» arbeitet. Sicher wird keinen dieser Geistlichen die Zeit reuen, die er — vielleicht jede Woche — auf diese praktische Handarbeit in der Kirche verwendet. Gehört doch die Sorge fürs Gotteshaus auch zu den Amtspflichten und hat sie mit Seelsorge sicher ganz direkt so viel zu tun wie manches andere, das nur indirekt mit ihr zusammenhängt. Unter solchen Umständen braucht sich der Pfarrer dann wirklich nicht zu schämen, wenn man seine Kirche als seinen Spiegel bezeichnet. Sogar für Kirchen, die künstlerisch gar nicht wertvoll sind, trifft dies zu; denn die absolute Reinlichkeit und Ordnung im Kircheninnern macht auch solche Kirchen zu bethaften Stätten der Gottesverehrung.

Leider aber trifft man auch andere Kirchen an. Allerdings sind bei uns die Fälle ganz selten, wenn sie überhaupt noch vorkommen, wie sie Michael Pfliegler in seinem Priesterbuch «Priesterliche Existenz» (Tyrolia-Verlag 1953, S. 373) beschreibt: «Die Kirche ist kahl und ungepflegt. Die Heiligen sind in ihren barocken Gesten erstarrt und wirken komisch. Vor ihnen stehen in alten Vasen Papierblumen. Die muß die Haushälterin des Vorgängers hier vergessen haben. Es gibt Kirchen, die durchbetet wirken, und andere, die wie Scheunen wirken.» Ja, das sind bei uns fast gänzlich ausgestorbene Fälle, Gott sei Dank. Aber nicht so selten sind jene Fälle, wo Kirchen (sogar ganz neue, erst vor wenigen Jahren erbaute!) deswegen «wie Scheunen wirken» (Pfliegler), weil sie zu wenig in Ordnung gehalten werden und weil man dort viele Kleinigkeiten übersieht, die zusammengenommen der Kirche die Bethaftigkeit und die Geborgenheit eines wirklichen Gotteshauses nehmen. So stehen z. B. in vielen Kirchen Pfarreifahne, Kongregationsfahne, Prozessionskreuz, Laternen (oder mindestens Laternenstangen) sichtbar irgendwo in der Kirche und gelegentlich sogar noch in einer Ecke die Tumba. Anderswo muß jeder Standes- und Lieblingsheilige aller Vereine usw. eine eigene Statue in der Kirche haben, meist noch in ganz verschiedenen Stilarten und Farben, so daß der Kirchenraum tatsächlich verschandelt wird (da es doch genügen würde, sie für die kirchlichen Anlässe der

betreffenden Vereine usw. aufzustellen). Auch überladener Schmuck auf den Altären (der sicher sehr gut gemeint ist) stört die stille Ruhe des Gotteshauses, und die Altäre verlieren etwas von ihrer erhabenen Bedeutung im geweihten Raume, wenn sie zu eigentlichen Blumenausstellungen verwendet werden. Papierblumen gehören wohl endgültig der Vergangenheit an; dafür aber läßt man Blumen in den Vasen verwelken und verdorren, und zwar so, daß man sofort sieht, daß sie nicht erst seit gestern in diesem Zustande sind. Schmutzige Teppiche sind nicht selten; auch die kleinen Kissen für Ministranten liegen oft weit auseinander herum an den Stufen, und die Altarglocken stehen in ungleichem Abstand herum, was wiederum sehr unordentlich wirkt. Ebenso sind die Kerzenständer oft sehr verschieden weit rechts und links vom Tabernakel verteilt, was die Harmonie stört, genau so wie Kerzen, die nach allen Richtungen auseinanderweisen, statt harmonisch nach oben zu zeigen. Liegt dazu die Altardecke noch wie ein «Fetzen» schräg auf dem Altartisch, wird der Eindruck eines sehr ungepflegten Gotteshauses verstärkt ... und dies nur wegen einiger wirklichen Kleinigkeiten, die für sich genommen ja ohne große Bedeutung sind.

Für solche Dinge sollte der Pfarrer ein Auge haben. Dies ist ja auch durch die Weihe der Ostiarier vorgesehen, wo es heißt: «Providete igitur, ne per negligentiam vestram illarum rerum, quae intra ecclesiam sunt, aliquid depereat.» Und weiter betet der Bischof über die Ostiarier: «... ut sit eis fidelissima cura in domo Dei diebus ac noctibus ...»

Möchten diese Anregungen nicht als Kritik empfunden werden, sondern als mitbrüderliche Handreichung. Die Laien haben auch hierin ein viel schärferes Auge, als man vielleicht meinen könnte, und es wäre schade, wenn wir ihnen durch diese Kleinigkeiten Anlaß zur Kritik geben würden.

a. s. r.

Geburtenregelung? (vgl. KZ. Nr. 13, S. 158)

Mit vollem Recht steht das Fragezeichen hinter jenem Titel, der die Problemstellung zu einem Brief einer kinderreichen Mutter andeutet. Nicht in dem Sinn, als ob ein seelsorglicher Hinweis auf die moralisch einwandfreien Wege zur Beschränkung der Kinderzahl (Auskunft bei positiv christlichem Arzt über Knaus-Ogino-Methode) im vorliegenden Fall fraglich wäre. Er scheint dieser Mutter gegenüber Pflicht, da sie um Auskunft bittet; diesem Vater scheint die Zeitwahl zugemutet werden zu können; die entsprechenden Lebensumstände sind vorhanden.

Hingegen scheint die tief katholische Haltung dieser Familienmutter und ihres tapfern Gatten die unsrerseits in neuerer Zeit vielleicht gelegentlich doch allzurasch empfohlene Handhabung des genannten Hilfsmittels in Frage zu stellen. Wie soll unser katholischer Glaube noch heilige Mütter und heroische Eltern formen, wenn wir schon bei den ersten aufsteigenden Bedenken und Risiken am zweiten und dritten Kind die natürliche Zeitwahl empfehlen? Vorab bei jenen Bedenken, die auch unter unsern katholischen Gläubigen durch die materialistische Geisteshaltung der Zeit mehr und mehr Boden fassen: z. B.: «... dann können wir uns dies und jenes nicht mehr leisten», «besser zwei, drei gutgeschulte Kinder als ein halbes Dutzend Frühverdiener»! Was ist im Lichte des Glaubens mehr, das Leben oder Einkommen und soziale Stellung? — Andererseits ist dieser Brief fraglose Lösung für jene häufigen Fälle, wo man uns rundweg entgegenhält: «Ach die Methode stimmt bei mir nicht; wir sind auch schon hereingefallen. Ich könnte mich schließlich leicht enthalten, aber ich bin ja nicht allein.»

Confrater

Fraumünster und Root

F. A. H. Da das Fraumünster das Gebiet um Rathausen besaß, gehörte ihm offenbar auch das Zwischenstück Root.

Im Kirchgang Root (Root, Honau, Pfaffwil und Dierikon) zählte man freie Hofstätten, die 30 Brot gaben. Diese Bauern zahlten keine Zehnten, sondern je ein Brot, ein gotzhus Brot. Dagegen gab es fällige Güter, d. h. solche, die den Ehrschatz und Fall zahlten, also abhängig waren. Zu diesen gehörten «die im obern Dorf uf der Frowen hofstatt»; Ferner «im Wil uf der Frowen hof».

Da kann nur das Fraumünster als Besitzer in Betracht kommen. Ferner haben wir «der helgen gut zu honou»; desgleichen «ze helgen Nußboum»; ferner eine «helgotz matt».

Wieder ist die Rede von «der helgen Gut und das ist Gottzhusbrot», von der «helgengut» und von einer «helgotzmatt». «Der Frowen Hofstatt» kann sich nur auf die Fraumünsterabtei beziehen; ebenso «frowen hof».

Auch die «Helgotzmatt» gehört daher, wie natürlich auch die «Kilchmatte».

Auffallend ist nur auch das Gut «ze helgen Nußbom». Dieser hl. «Nußbom» erinnert an «Holeneich», an die hl. Eiche von Wangen, und an den sanktgallischen «Bungert», wogegen wir in der Innerschweiz meines Wissens nichts haben, Sibeneich bei Kerns abgerechnet (vgl. P. Dr. Hugo Müller, Obwaldner Namenbuch Nr. 226); Dr. Felix Marbach; St. Kolumban in Wangen, Seite 15).

Es macht den Eindruck, daß die Namengebung in Root von der in unsern Gebieten absticht, also von anderer Herkunft ist. Da denke ich an das Fraumünster in Zürich, von dem seinerzeit Rathausen aus dem Besitze freier Bauern absplitterte, deren es am Rande der Fraumünstergüter viele gab (vgl. Vogtsches Urbar, Root, 68).

So finde ich tatsächlich unter den Besitzungen der Freimünsterabtei ein Gut in Erstfeld «an der heiligen Nußböm» QW II, 2, 253. Im Lande Uri lebte das Geschlecht «der Frauen», Konrad der Frauen war Landammann, Hauptmann bei Sempach.

Totentafel

Hochw. Herr Pfarrer René Duruz von Thun hat nach einem Schlaganfall in der «Viktoria» in Bern seinem göttlichen Meister seine prächtige Priesterseele zurückgegeben. Das war am Montag, dem 23. März. Es war wirklich eine edle Priestergestalt, die damit von uns Abschied genommen hat. Schon längere Zeit lag drohende Krankheit über seinem Leben und Wirken, und schon vor 1½ Jahren mußte er sich für längere Zeit in Spitalpflege begeben. Im Grunde ein sehr vitaler Mann, der mit dem Feuereifer eines Apostels hinter seine Aufgaben ging, spürte er doch schon lange, wie seinem Wirken Fesseln angelegt waren, und der Schlaganfall bezeugt uns, wie sehr der Verstorbene immer wieder sich aufzurichten und sein Bestes herzugeben versuchte.

René Duruz ist 1904 in Bern geboren. Als einer der wenigen Katholiken, die damals im Berner Gymnasium zu finden waren, hat er dort seine Matura bestanden, bereits überzeugt, daß vor ihm die priesterliche Laufbahn sich auftun werde. Mit großer Begeisterung hat er von seinem zukünftigen Beruf gesprochen, schon damals durchglüht von heiligem Eifer, der auch seinem Pfarrer, Mgr. Nünlist, nicht verborgen blieb. So ist es begreiflich, daß er sich nach der Priesterweihe im Jahre 1928 um den jungen Vikar bemühte und ihn auch für acht Jahre für die Bundeshauptstadt gewinnen konnte. In Bern hat Vikar Duruz ausgezeichnet gewirkt. Er war Priester und Freund, von einer herrlichen Jugendlichkeit durchströmt, von einer wunderbaren Frömmigkeit beseelt, und mit einem Optimismus begabt, der ihn manche Hindernisse leicht überwinden ließ. Seine große Auf-

gabe war die Jugendseelsorge, und dort hat er mit wahrer priesterlicher Liebe sein Feuer und seine Begeisterung in manche junge Herzen getragen, die mit ihm in Berührung kommen durften. So hörten wir einmal eine Mutter zu ihrem Bub sagen, der den Gedanken an das Priestertum äußerte: «Mach's einfach so wie Vikar Duruz, dann kommt's schon recht heraus!» Die Berner, die ihn noch als Vikar erleben durften, werden ihn nicht mehr vergessen.

Dann berief ihn der Bischof als Pfarrer nach Thun. Diese weitläufige Pfarrei, die eine viel zu kleine Kirche hatte, mitten im harten Diasporagebiet mit vielen Außenstationen war für den neuen Pfarrer eine schwere Last. Pfarrer Duruz hat sie mutig auf sich genommen, und die Früchte seiner unermüdlichen Tätigkeit durfte er wenigstens noch zum Teil ernten. Vor einigen Monaten durfte er in das neue Pfarrhaus einziehen. Doch ist es ihm nicht mehr vergönnt gewesen, die Weihe seiner neuen Kirche und mit ihr das Fest seines silbernen Priesterjubiläums zu erleben. Nicht vergessen möchten wir, daß der ehemalige Wachtmeister als späterer Feldprediger viele zusätzliche Arbeit auf sich nahm. Die Soldaten der 3. Division, die er zu betreuen hatten, werden gerne an ihn zurückdenken. Die Glocken, die Mgr. Franziskus von Streng vor einem Monat geweiht hat, und die an Ostern zum ersten Male erklingen sollten, sangen dem erst 49jährigen Pfarrer das Grablied. Damit nehmen auch die Pfarrcäcilienvereine des Dekanates Bern von ihrem geschätzten Präses und die Katholische Kommission des Kantons Bern von ihrem eifrigen Mitglied Abschied. Besonders aber trauern an seinem Grabe seine Pfarrkinder, denen der Verstorbene wahrhaft ein guter Hirte war. Hs.

Rezensionen

P. Reginald Garrigou-Lagrange, OP.: Des Christen Weg zu Gott. Rex-Verlag, Luzern, 1952. 506 Seiten. Gb.

Der bekannte Dominikaner-Theologe hat ein klassisches Werk über die christliche Vollkommenheit geschrieben: Les trois degrés de la vie intérieure, prélude de celle du ciel. P. Swidbert Soreth OP. hat es ins Deutsche übertragen in zwei Bänden, wovon der erste hier vorliegt. Der Verfasser bezeichnet sein Werk als reife Frucht seines lebenslangen Lehrens. Es ist ein Art Summa der aszetischen und mystischen Theologie. Der erste Band behandelt nach einer Einleitung («das eine Notwendige») in einem ersten Teile das innerliche Leben in seinen Quellen und in seinem Ziele, der christlichen Vollkommenheit. Der zweite Teil handelt von der Reinigung der Seele bei den Anfangenden (1. Stufe): Die Hindernisse der Vollkommenheit und deren Entfernung samt den Quellen der Reinigungsgnade.

Es wird einem bei der Lektüre des Werkes wieder lebhaft bewußt, wie sehr Dogma und Moral die Grundlage von Aszese und Mystik sind und sein müssen, aber auch dazu führen sollen. Ist die Seelenführung nicht erhabenste und notwendigste Seelsorge? Dafür soll der Seelsorger aber nicht nur theoretisch-wissenschaftlich befähigt sein, sondern auch aus Erfahrung und Praxis. Wieviel fehlt es aber oft an beidem in der Seelsorge, oder was deren Namen trägt?

Der Rex-Verlag hat mit der Herausgabe dieses Werkes wahrscheinlich keinen Best-Seller im rein wirtschaftlich-verlegerischen Sinne, wohl aber im theologisch-pastorellen Sinne herausgebracht, wofür ihm Dank abgestattet werden möge durch die Seelsorge. A. Sch.

Bibliotheca Missionum. Begonnen von P. Robert Streit, OMI. Fortgeführt von P. Johannes Dindinger, OMI. 17. Band. Afrikanische Missionsliteratur. 1700—1879. Nr. 5152—7723. Verlag Herder, Freiburg, 1952. 24 und 1026 S.

Wenn dem 1. Afrika-Bande für den Zeitraum von mehreren Jahrhunderten etwa 2200 Nummern, dem 2. Bande für das 17. Jahrhundert allein nahezu 3000 Nummern und dem 3. Bande für das 18. und Dreiviertel des 19. Jahrhunderts etwa 2500 Nummern gewidmet werden, so mag dies ein Echo von geringerer oder größerer schriftlicher bzw. druckmäßiger Fixierung sein, die verschiedenen Zeitläufen eigen sind. Jedenfalls aber ist der wechselnde Umfang der Missionsliteratur auch ein Spiegelbild der wechselnden Geschicke der Afrikamission. Diese wechselnden Geschicke sind am besten zu ersehen aus dem jedem Bande beigebenen wohlerwogenen Vorworte, das jeweils in gedrängtester Kürze wesentlichste Bemerkungen zu der in Behandlung stehenden Periode bietet. Man sollte sie von Band zu Band wieder lesen, um ein Gesamtbild zu gewinnen. Das gilt in besonderer Weise für den vorliegenden 3. Afrika-Band, zu dessen Verständnis nebst dem eigenen Vorwort die Einleitungen der Parallelbände für Amerika und Asien im 18. und 19. Jahrhundert unentbehrlich sind. Die mißlichen Verhältnisse der europäischen Missionsbasis beim Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert färben beträchtlich auf die betrüblichen Geschicke der Afrikamission ab, wie dann die gegen Mitte des 19. Jahrhunderts eintretende glückliche geistige Veränderung von Europa auch, und besonders in der Afrikamission, spürbar wird. Die sich bessernde Lage springt sofort in die Augen, wenn wir im Laufe dieses Bandes den Namen P. Lobermann, Giustino de Jacobis, Guglielmo Massaia usw. immer wieder begegnen und die Anfänge der Tätigkeit des großen Lavigerie wahrnehmen. War Afrika bisher im Vergleich mit Asien und Amerika immer im Hintertreffen geblieben, tritt es jetzt, da auch Innerafrika in den Missionsplan aufgenommen wird, allmählich verheißungsvoll in die Mitte — eine Genugtuung für die früheren Missionare, die immer wieder in anscheinend unfruchtbarer Arbeit sich aufgezehrt hatten. Man freut sich jetzt schon auf den 4. Afrika-Band, der als Zeuge des unbestrittenen Aufstieges moderner Missionierung die Betrachtung Afrikas abschließen wird — er steht auch schon vor der Türe, da sein Druck im Gange ist. P. C. M.

Neu! Magnificat

Uebersetzung von Stiftspropst Dr. F. A. Herzog, Melodie von Paul Deschler. Singblättchen für Volksgesang 100 Stück Fr. 4.—.

PAULUS-VERLAG GmbH., Luzern
Pilatusstraße 21

Meßweine

sowie **Tisch- u. Flaschenweine**
beziehen Sie vorteilhaft bei

Fuchs & Co., Zug
Telephon (042) 4 00 41
Vereidigte Meßweinlieferanten

Liste der Neuerscheinungen

Herders Bildungsbuch. Der Mensch in seiner Welt.
Lexikonformat. 97 Bildtafeln, 792 Seiten. In Leinen Fr. 51.50, in Halbleder Fr. 59.50.

Fuchs: Lui, Jungwächter und Christusträger
176 Seiten. Kt. Fr. 6.80.

Gardeil: Der Heilige Geist formt Christen
163 Seiten. Ln. Fr. 9.15.

Meier: Klares Wissen um Reinheit und Liebe
Neuauflage von «Reinheit und Reife». 184 Seiten, illustriert. Ln. Fr. 11.45.

Merton: Von der Verbannung zur Herrlichkeit
Das Leben der Trappistin Mutter M. Berchmans. 372 Seiten. Ln. Fr. 15.80.

Schenk: Der Adler, der in die Sonne blickt.
Leben des hl. Bernhard von Clairvaux. 283 Seiten. Ln. Fr. 10.—.

Räber & Cie., Buchhandlung, Luzern

Katholische EHE-anbahnung durch die älteste, größte und erfolgreichste kath. Organisation (18 Jahre.)
Auskunft durch **Neuweg-Bund**
Fach 288 **Zürich 32 / E**
Fach 11003 **Basel 12 / E**

Gesucht in ein schönes Landpfarrhaus der Zentralschweiz eine zuverlässige, gesunde

Haushälterin

welche sich in allen Haushalt- und Gartenarbeiten eines geistlichen Hauses wohl auskennt. Eintritt und Lohn nach Uebereinkunft. Offerten sind zu richten unter Chiffre 2720 an die Expedition der KZ.

Inseraten-Annahme durch Räber & Cie., Buchdruckerei, Luzern, Frankenstraße 9

Die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum kostet 14 Rp.

Eingetr. Marke

Schon 20 Jahre

JAKOB HUBER *Kirchengoldschmied* **Ebikon**

Tel. (041) 24400 „Chalet Nicolai" Kaspar-Kopp-Str. 81
6 Minuten von der Tram-Endstation Maihof, Luzern

Sämtliche kirchlichen Metallgeräte: Neuarbeiten und Reparaturen, gediegen und preiswert

Ein neuzeitliches Maiandachtsbüchlein

Könn/Haag

Die Maienkönigin im Lichte der Heiligen Schrift

31 biblische Lesungen und Gebete
für den Monat Mai

Steifbrosch. Fr. 2.10, ab 25 Expl. Fr. 2.—, ab 50 Expl. Fr. 1.90, ab 100 Expl. Fr. 1.75.

Die Lieder sind aus den deutschschweizerischen Diözesan-Gesangbüchern zusammengestellt.

Das Büchlein ist wie kaum ein anderes geeignet, in die altbeliebte Maiandacht neuen Geist hineinzutragen und ihr starke Anziehungskraft zu verleihen.

Soeben ist erschienen

JOSEPH PATSCH

Maria, die Mutter des Herrn

252 Seiten. Mit 8 Kunstdrucktafeln mit dokumentarischen Aufnahmen aus dem Heiligen Lande. 1 Karte Palästinas zur Zeit Jesu. In Leinen Fr. 18.60.

Ein modernes Marienbuch, das die Erkenntnisse der neuesten Forschungen mit klarer und fesselnder Darstellung zu verbinden weiß.

In allen Buchhandlungen

BENZIGER VERLAG, EINSIEDELN

Christenlehrkontrollen

mit schönem, solidem, violettem Leinwandüberzug, mit hübscher Vergoldung versehen, mit Ösen und auswechselbaren, weißen, linierten Kartoneinlagen, zu Fr. 2.50. Eine etwas billigere und gleichwohl solide Ausführung zu Fr. 1.80. Zu jeder Kontrolle eine Ersatzeinlage zu 10 Rappen gratis.

Bei **J. Camenzind**, Buchbinder, **Wohlen** (AG).

Ihre Filme

entwickelt, kopiert und vergrößert **mit Sorgfalt**

Photo **JOS. ERNI**

Luzern, Baselstraße 64
Prompter Postversand

Fräulein

54jährig, in Krankenpflege bewandert, sucht karitative Arbeit in Klinik oder kath. Pfarrhaus, als Hilfe in Büro, Fürsorge, Betrieb evtl. Nachtwache. Ansprüche bescheiden.

Offerten unter Chiffre 2717 an die Expedition der KZ.

Inserat-Annahme *durch Räber & Cie., Frankenstraße, Luzern*

H. R. SÜESS-NÄGELI Kunstglaserei Zürich 6/57
Langackerstraße 67 Telephon (051) 26 08 76 oder 28 44 53

Verlangen Sie bitte Offerten oder Vorschläge!

Katholische Wochenzeitschrift **sucht** zeichnenden

Redaktor

Geistliche Herren, welche sich schon redaktionell betätigt haben, belieben Offerte einzureichen unter Chiffre 2721 an die Expedition der KZ.

Mit allen Arbeiten und Pflichten vertrauter, seriöser, lediger Mann, gesetzten Alters, sucht Stelle als

Sakristan

Ist auch erfahren in Garten- und Blumenpflege. Offerten unter Chiffre K 35001 Lz an **Publicitas, Luzern.**

Passend für Pfarrhaus

Zu verkaufen wegen Auflösung des Haushaltes massiv dunkeleichenes **Eßzimmer.** Handwerkliche Arbeit. Prachtvolles Büfett, Ausziehtisch, Dressoir, 6 Lederstühle und 6armiger Holzleuchter, sehr gut erhalten, aus Privathaus. Preis Fr. 1000.—. Gefl. Offerten an **Frau R. Baumgartner, Schützenmattstr. 38, Basel.**

Neue Pustet-Liturgica!

BREVIARIUM ROMANUM in —12°

Jetzt alle 4 Bände lieferbar! Preisliste in Schweizer Franken und Probebände sind sofort verfügbar. Wir haben verschiedene Einbände mit Proprium Basel und Chur vorrätig.

MISSALE ROMANUM in Großquart

Dieses neue große Altarmissale erscheint auf den Herbst und ist in 11 verschiedenen Einbandarten lieferbar. Wir können Ihnen nun die definitiven Preise unterbreiten. Prospekte stehen zu Ihrer Verfügung.

Buchhandlung Räber & Cie., Luzern